

Anthologien

Das blaue Buch. Lesearten einer Farbe (hrsg. mit Angelika Lochmann).

Nördlingen: Greno, 1988.

Schlimme Ehen. Ein Hochzeitsbuch, aus vielen Quellen zusammengetragen

(hrsg. mit Manfred Koch). Frankfurt a. M.: Eichborn, 2000.

Die Kunst des Einfachen (hrsg. mit Manfred Koch). Freiburg: Herder, 2000.

Spatzenweisheit. Texte von Angelika Overath zu den Fotografien von Horst

Munzig. Freiburg: Herder, 2001.

Schlaflos. Das Buch der hellen Nächte. Ein literarisches Notturmo für

Schlafsuchende und Wache (hrsg. mit Manfred Koch). Lengwil: Libelle, 2002.

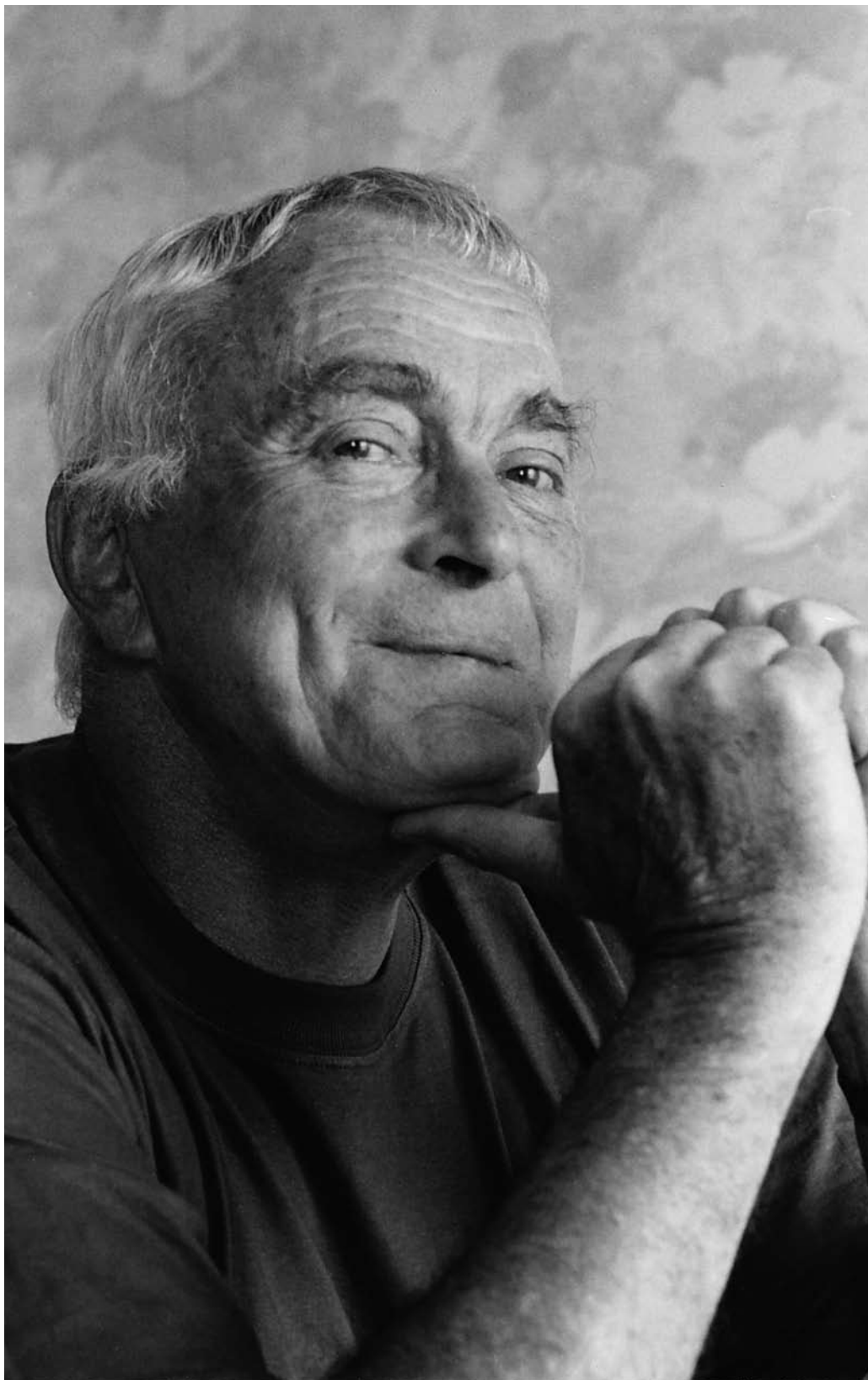
Hunde mitzubringen ist erlaubt. Ein literarischer Salon (hrsg. mit Manfred Koch).

Berlin: List, 2008.

Gaston Cherpillod

Der Waadtländer Gaston Cherpillod schreibt seit über vierzig Jahren, mit schonungslosem Blick sowohl auf seine eigene Person als auch auf die Gesellschaft.

Jean-Louis Kuffer stellt das sprachgewaltige Werk vor und führt ein Gespräch mit dem Autor, Antonio Rodriguez widmet ihm seine Betrachtungen über engagierte Poesie sowie eine Serie Gedichte. Cherpillod selbst beglückt uns mit seiner «Elegie für einen Vierfüßler», dem Porträt einer verstorbenen Katze. Der kurze Bericht des alten Erzählers mit epischem Atem und ebenso melancholischen wie witzigen Betrachtungen ist eine wunderschöne Probe von Gaston Cherpillods energischem, leidenschaftlichem und humorvollem Stil.



Gaston Cherpillod – ein mystischer Querdenker

Von Jean-Louis Kuffer

Noch mit 85 Jahren hat Gaston Cherpillod nichts vom heiligen Zorn des Revolutionärs und dem Feuer des Poeten verloren. 1925 in eine Arbeiterfamilie geboren, ergriff der spätere Autor, von seinem Vater zum Studium gedrängt, den Lehrberuf. Da er dem «Stalinjahrgang»¹ – so auch der Titel seines gleichnamigen Buches (*Promotion Staline*, 1970) – angehörte, wurde er jedoch aus dem Schuldienst entlassen. Mit seinem autobiografischen Werk *Le Chêne brûlé* (*Gewittereiche*, 1978), das er 1969 mit über vierzig Jahren veröffentlichte, bestach er mit der Kraft und Eigenart einer Stimme ausserhalb der «bürgerlichen» Literatur, nachdem er bereits 1958 einen marxistisch inspirierten Essay publiziert hatte, der dem «Alchimisten» Ramuz gewidmet war (*Ramuz ou l'alchimiste*).

1959 brach er mit der Parti ouvrier et populaire, da er der institutionellen Linken und später den aus '68 hervorgegangenen Protestbewegungen immer kritischer gegenüberstand. Dennoch ist Gaston Cherpillod stets an den Rändern der politischen Bühne in der äussersten Linken und in der Nähe der Grünen aktiv geblieben. In seinem Werk jedoch steht die Feier des im vollsten Wortsinne verstandenen Eros vor den politischen Aussagen. Polemischer Gestus und offenherziges Bekenntnis vermischen sich im Lauf dieser umfassenden autobiografischen Chronistenarbeit, in der die zarteste Empathie (insbesondere für die einfachen Leute) Hand in Hand geht mit der Wut des Moralisten, der seinem Ideal die Treue hält, während es von den ehemaligen Genossen mit Füßen getreten wird. Wichtige Etappen dieses kaleidoskopischen Ganzen sind die Erzählung *Alma Mater* (1971), die drei Geschichten des Bands *Le Gour noir* (1972), der ehrgeizigere Roman *Le Collier de Schanz* (1972), vielleicht sein Meisterwerk, sowie zahlreiche weitere Arbeiten, die allesamt den Stempel jenes unvergleichlichen Stils tragen, der, kraft-

voll und raffiniert zugleich, eine Art volkstümlichen Schwung mit dem Streben nach gewähltem Ausdruck verbindet.

Was das Vorgehen und das Schreiben Gaston Cherpillods auszumachen scheint, ist jene, wie er selbst sagt, «alchemistische Methode», die darin besteht, seine gelebte Erfahrung in einem Prozess zur Legende umzugestalten, der zugleich die fließende Durchlässigkeit des Poeten und die unermüdliche Geschicklichkeit des literarischen Handwerkers erfordert. Es ist etwas vom inspirierten Mystiker und vom grantelnden Kreuzritter an diesem Querkopf, der dem Gang der Dinge Einhalt gebieten will, etwas vom Aristokraten an dem Proletariersohn, der die Demütigungen, welche die Seinen erdulden mussten, nie verwunden hat, aber auch etwas vom In-sich-Versunkenen und Gerechten.

1 Beim Tod einer politischen Führerfigur lancierte die Kommunistische Partei Frankreichs jeweils einen Aufruf, Mitglied der Partei zu werden, wobei die Kampagne den Namen des Verstorbenen trug. Die schweizerische Arbeiterpartei, im Kanton Waadt Parti ouvrier et populaire (POP), tat es ihr gleich. Cherpillods Beitritt zur POP nach Stalins Tod 1953 macht ihn zu einem Vertreter des «Stalinjahrgangs». [Anm. d. Übers.]

Gespräch

«Zum Menschsein gehört mehr: die Flucht, der Mangel, das Träumen ...»

Was bedeutet für Sie der Begriff «Karriere»?

Für mich hat dieses Wort keinen Sinn. Ein Schriftsteller, ein Künstler erschafft ein Werk, das wahrgenommen wird oder auch nicht. Meines wurde eher kühl aufgenommen. Mir würde es sehr gefallen, geschätzt zu werden – ich bin ja kein Ungeheuer, nicht wahr? Aber mein radikales Auftreten wollte es, dass sich die Leute früher schon bei meinem Anblick bekreuzigt haben. Heute ist es ihnen egal. Doch man kann nicht aus seiner Haut. Wenn man mich – nicht ohne einen gewissen Vorwurf – fragt, warum ich ständig auf die Schändlichkeiten der Menschen starre, dann antworte ich, dass ich nicht einfach damit aufhören kann, nur um meiner Nächsten oder meinem Nächsten zu gefallen. So ist das eben. Ausserdem halte ich ihnen entgegen, dass in meinen Büchern noch sehr viel mehr steckt: das Lachen und die Zärtlichkeit, der erotische Überschwang, die Wunder der Natur und des Lebens. Aber um auf die Karriere zurückzukommen: Das Werk hat alle Rechte, und damit hat der Mensch sich zu arrangieren. Ob ich Schriftsteller werden wollte? Ich würde eher sagen, ich hatte den Mut – den ich im lateinischen Wortsinn als eine «virtus» bzw. «Tugend» bezeichne –, mich nicht dem zu verweigern, was da tatsächlich als Berufung daherkam. Trotzdem würde ich ein wenig grob sagen, dass nicht ich die Tugend gewählt habe, sondern dass die Tugend mich gewählt hat.

Wie ist es zu Ihrer Entlassung aus dem Schuldienst gekommen?

Mitten im Kalten Krieg wurde ich aufgefordert, zwischen meinen Überzeugungen und der herrschenden bürgerlichen Ideologie zu wählen, und zwar ohne Zwischentöne, auf die deutsche Art: Entweder ich ergebe mich, oder ich gehe. Also bin ich gegangen.

Was ist Ihnen heute noch zuwider?

Zwei Dinge. Erstens die Habgier, die sich immer stärker ausbreitet und der man überall huldigt. Nehmen Sie einmal diese abstoßende

Fernsehsendung, die von der Loterie Romande ausgerichtet und von einem gewissen Jean-Marc Richard¹ moderiert wird: Was für eine unsägliche Schändlichkeit! Es kotzt mich an, wie das Publikum, das kein Volk mehr ist, sich auf das Geld stürzt. Wenn ich an all diejenigen denke (zu denen ich im Übrigen nicht gehöre), die sich nur mit Müh und Not über Wasser halten, und dann sehe, wie diese Deppen an einem Abend 50 000 Franken einstreichen, ohne das Geringste dafür zu tun, macht mich das rasend vor Wut. Zweitens ist da der immer weiter um sich greifende Unwille, etwas zu lernen, der mir für einen denkenden und fühlenden Menschen eine Qual zu sein scheint. Das beweist meines Erachtens, dass es heutzutage bei den derzeit Herrschenden und bei dem, was man das Volk nennt, keinen Sinn mehr für die Zukunft gibt! Ein Buch, von dem heute 500 Exemplare verkauft werden, ist morgen vielleicht ein Klassiker. Im Nachhinein ist es einfach, sich über jene lustig zu machen, die Stendhal zu Lebzeiten nicht anerkannt haben ...

Glauben Sie an den Teufel?

Ich bin, religiös gesprochen, beinahe ein Gerechter. Es stimmt, der Teufel hat mich nie mit seiner Erscheinung beehrt, aber es ist wahrscheinlich, dass es ein furchtbares Prinzip des Bösen gibt, das uns seit unserer Kindheit im Grossen wie im Kleinen inspiriert. Eines ist jedenfalls sicher: Ich bin in meinem Leben Menschen begegnet, die von Natur aus böse sind. Was auch immer die antiken Schriftsteller sagen, es gibt Menschen, die das Böse um seiner selbst willen und zum Vergnügen tun. Man sagt, die Menschen seien aus Eigennutz oder aus Leidenschaft böse: Das ist ja, alles in allem, entschuldbar. Ich habe aber Menschen gesehen, und manchmal sogar mein eigen Fleisch und Blut, die das Böse um des Bösen willen tun, indem sie sich ein Opfer suchen – zum Beispiel ein Kind! Und dann gibt es noch jene, die Böses tun, indem sie sich hinter einer Institution verstecken, wie man es im Nazismus gesehen hat. Darin liegt der teuflische Geist! Bernanos hat diese Präsenz eingefangen, wohingegen Barbey d'Aurevilly² in seinen gewiss bewundernswerten *Diaboliques* (1874) (*Die Teuflischen*) daran gescheitert ist.

Fühlen Sie sich Léon Bloy³ verbunden?

Was ich an Bloy mag, ist seine Verrücktheit. Das völlige Fehlen von Zugeständnissen, das an Ungerechtigkeit grenzt, ja an ein literarisches Verbrechen. Als kurz hintereinander Victor Hugo und Jules Vallès starben, erklärte er, er sei glücklich darüber, dass die Erde von diesen beiden Dreckskerlen befreit sei. Also wirklich, Léon ...

War Baudelaire für Sie wichtig, wo doch Ihr «Meister» Jules Vallès⁴ ihn verabscheute?

Vallès hat weder von Baudelaire noch von der Poesie im Allgemeinen etwas verstanden. In jungen Jahren war Baudelaire für mich enorm wichtig, nach ihm kam der grosse Kehraus mit Rimbaud und am Anfang des 20. Jahrhunderts mit den Surrealisten, aber Baudelaire ist zweifelsohne ein ganz grosser, die Zeiten überdauernder Dichter. Von diesem heuchlerischen Katholen Verlaine dagegen finde ich heute keine zwei oder drei Gedichte mehr, die erträglich wären. Abgesehen davon bin ich der Meinung, dass Baudelaire nicht von der Liebe zu sprechen versteht. Aber was für ein sagenhafter Visionär er ist, wenn er vom Tod spricht! Bei ihm gibt es einen bis dahin nie gehörten Ton und herrliche Erleuchtungen, zum Beispiel in «L'Invitation au voyage» (1857) («Einladung zur Reise»).

Sie kennen Tausende von Versen auswendig. Mögen Sie das Chanson?

Ich halte das Chanson für eine eigene Kunstform, ganz und gar verschieden von der Poesie. In dieser Hinsicht gibt es jemanden, den ich nicht mag, und ob Sie es glauben oder nicht, es ist Georges Brassens, dieser Salon-Anarcho und Genre-Bastard. Aber das Chanson kennt wahre Genies, besonders in Frankreich, dessen Tradition bis zu einem Charles Trenet reicht, auch wenn er vielleicht besser daran getan hätte, mit «La Mer» aufzuhören, und zu einem Léo Ferré, für den ich grösseren Respekt empfinde als für Brassens, wegen seiner Persönlichkeit und seiner echten Überzeugungen. Schliesslich ist da auch der grosse Brel, dessen Lieder echte Poesie ausstrahlen, ohne Gedichte zu sein ...

Was halten Sie von den drei am meisten geschätzten Autoren der Roman-die: Maurice Chappaz, Georges Haldas und Jacques Chessex?

In Maurice Chappaz steckt ein wahrer Poet, aber mit seinem *Portrait des Valaisans en légende et en vérité* (1965) (*Die Walliser. Dichtung und Wahrheit*, 1968) braucht man mir nicht zu kommen. Der Folklorismus darin ist genauso zweifelhaft wie in Chessex' *Portrait des Vaudois* (1969) (*Leben und Sterben im Waadtland*, 1974) oder auch in Chappaz' weitschweifigem *Evangile selon Judas* (2001) (*Evangelium nach Judas*, 2006). Was Chessex betrifft: Ein Journalist, der ihn hasste, hat mich nach seinem Tod sechsmal angerufen, damit ich meiner Freude freien Lauf lasse, aber ich tanze nicht auf Gräbern. Nur auf das von Yves Montand hätte ich gern gepinkelt, aber das liegt auf dem Père-Lachaise, und dahin ist es von mir aus zu weit. Chessex war in *Carabas*, wie ich fand, ein guter suberotischer Prosaschreiber, danach habe ich die Entwicklung seiner Erzählungen nicht mehr richtig weiterverfolgt, ausserdem deckt ein Pornograf im Grunde den aktuellen Bedarf derjenigen, die vor dem wahren Eros Angst haben, dem Eros nämlich, bei dem man nicht nur sein Leben und seinen Körper, sondern auch seine Seele aufs Spiel setzt!

Sprechen wir also von Georges Haldas' Seele ...

Von Georges Haldas mochte ich die autobiografisch inspirierten Aufzeichnungen wie den zu Ehren seines Vaters verfassten *Boulevard des Philosophes* (1966) (*Boulevard des Philosophes*, 1989). Später war ich peinlich berührt, als ich erfuhr, dass dieser ehemalige Weggefährte der Kommunisten einem Totalitarismus abgeschworen hatte, so wie auch ich es getan habe, nur um sich einem anderen zu verschreiben, nämlich dem Katholizismus, dieser weltumspannenden Reinkultur des Totalitarismus. Ausserdem ärgert mich bei Haldas eine gewisse Überhöhung der Gegenwart, weil zum Menschsein mehr gehört: die Flucht, der Mangel, das Träumen, die Obsession, die Gleichgültigkeit gegenüber dem anderen und die Einsamkeit. Das alles macht uns aus! Aber es gibt weitaus schlimmere Beispiele der Bigotterie, und ich finde sie in unseren linken Parteien, zum Beispiel bei unserem werten Josef Zisyadis⁵, dem auf Demagogie versessenen Theologen, der uns die Olympischen Spiele andrehen wollte! Welche schlimmere Verkörperung kann denn, das frage ich Sie, das Opium des Volkes überhaupt annehmen als die des Profitsports? Zu anderen Zeiten hätte eine solche Unredlichkeit diesem Pantalone den Zorn und den Parteiaus-

schluss vonseiten unserer werten Lokalbolschewiken André Muret⁶ oder Jean Vincent⁷ eingebracht, deren Unmut ich selbst zu spüren bekommen habe! Nun, ich empfinde mehr Respekt und mehr Sympathie für einen Jean Ziegler, der ein meisterhafter Polemiker im Politik- und Finanzbereich ist. Man wird mir erwidern, dass das dem Volk doch nichts bringt, das zur Kultur sowieso keinen Zugang hat. Dem halte ich, Sohn eines Arbeiters und eines Dienstmädchens, entgegen, dass das Volk von heute sich in seiner Unwissenheit gefällt! Ich habe eine Epoche gekannt, in der Menschen, die nur wenig Geld zur Verfügung hatten und bloss zur Grundschule gegangen waren, voller Eifer die Meisterwerke aus Gegenwart und Vergangenheit verschlangen, um den Bürgerlichen Paroli bieten zu können. Aber ich weiss, diese Sorge ist immer die einer Minderheit, die sich nicht nur um ihren Bauch und ihren Unterleib kümmert, und ich will ja nicht sagen, nach mir könne nichts Besseres mehr kommen. Im Übrigen weiss ich auch gar nicht, was die jungen Leute heutzutage umtreibt und wer sie sind. Und dann ist da auch all das, was sich auf der übrigen Welt, weit entfernt von unseren Ländern des abgestumpften Wohlstands, ereignet. Das macht mir wieder etwas Hoffnung. So entdeckte ich hier einen grossen türkischen Autor, dort einen schwarzafrikanischen oder lateinamerikanischen Romancier, und ich verneige mich!

Und Ramuz?

Ich lasse mich von der akademischen Verehrung nicht blenden, die ihn wiederaufleben lässt, bloss um ihn leichter einbalsamieren zu können, aber Ramuz' Novellen, ich nenne nur «Le Cheval du sceautier» («Das Pferd des Weibels») und «Mousse» («Mousse»), sind echte Geniestreiche – von einer Gefühlstiefe, die ihresgleichen sucht.

Sie haben gesagt, Sie seien «fast ein Gerechter». Was verstehen Sie darunter?

Ein Gerechter ist jemand, der es nicht erträgt, dass seine Mitmenschen wie Gegenstände behandelt werden. Ein Gerechter weiss, dass er ein Kannibale wider Willen ist. Dass er vom Unglück der Mehrheit profitiert, gleichgültig, wie gross seine Anstrengung, seine Redlichkeit ist. Das ist Teil unserer historischen Situation: Entweder man akzep-

tiert es, oder man ist darüber bestürzt. Der Gerechte ist bestürzt. Wenn sich die Annäherung an eine bessere Welt für die Menschen, eine Welt, in der Gleichheit und Wissen sich verbreiten, nur über eine Einschränkung meines sehr bescheidenen Lebensstils realisieren liesse, würde ich das unter Freudentränen hinnehmen. Leider, so glaube ich, besteht da im Augenblick keine Gefahr ...

- 1 Jean-Marc Richard (*1960). Beliebter Radio- und Fernsehmoderator der Romandie. Der Titel der erwähnten Fernsehshow lautet *La Poule aux œufs d'or*.
- 2 Jules Barbey d'Aurevilly (1808–1889). Bedeutender französischer Schriftsteller und Kritiker. Verfasser von Romanen und Novellen, insbesondere *Les Diaboliques* (1874) (*Die Teuflischen*) sowie *Une Vieille Maîtresse* (1851) (*Die alte Maîtresse*). Mit seiner metaphysischen Sicht der Erotik und des Bösen steht er Baudelaire nahe.
- 3 Léon Bloy (1846–1917). Französischer Schriftsteller und Denker der zum Anarchismus tendierenden katholischen Rechten. Verfasser von Romanen (*La Femme pauvre*, 1879) (*Die Armut und die Gier*) und Essays. Er schrieb scharfzüngige Streitschriften gegen die bürgerliche Gesinnung, darunter *Exégèse des lieux communs* (1902) (*Auslegung der Gemeinplätze*). Cherpillods Feinarbeit an der Sprache erinnert bisweilen an Léon Bloy.
- 4 Jules Vallès (1832–1885). Französischer Schriftsteller und Journalist. *L'Enfant* (1879) (*Das Kind*), *Le Bachelier* (1881) (*Die Bildung*) und *L'Insurgé* (1886) (*Die Revolte*) sind die drei Bände seiner autobiografisch inspirierten Romantrilogie. Der Gründer der Zeitschrift *Le Cri du peuple* und Vertreter der Pariser Kommune wurde nach der blutigen Maiwoche 1871, als die Regierungstruppen Paris zurückeroberten, zum Tod verurteilt und entkam nach London, wo er bis 1880 im Exil lebte.
- 5 Josef Zisyadis (*1956). Waadtländischer Politiker. Der ausgebildete Theologe war gewählter Vertreter für die Parti ouvrier et populaire (POP) auf höchster kantonaler und Bundesebene. Derzeit ist er Nationalrat.
- 6 André Muret (1909–1986). Bedeutende Figur des waadtländischen Kommunismus, Vertreter der Parti ouvrier et populaire (POP) im Stadtrat von Lausanne sowie im Nationalrat.
- 7 Jean Vincent (1906–1989). Bedeutende Persönlichkeit des Genfer Kommunismus, Gründungsmitglied der Parti Suisse du Travail (PST).

Zur Lektüre von Gaston Cherpillod

Eine Stimme unter anderen ...

«Der Schreiber als solcher handelt nicht. Seine Wirkungskraft? Unermesslich, jedenfalls indirekt. Manchmal verleitet er zur praktischen Einmischung. Seine imaginäre Welt ruft also dazu auf, die reale Welt neu zu errichten. Ich für meinen Teil halte mich nicht für etwas Besseres, nur weil ich schreibe.» So lautet das unerschrockene Glaubensbekenntnis des Schriftstellers Gaston Cherpillod in *Pourquoi j'écris*, einer Sammlung von neunzehn Erfahrungsberichten, die in der *Gazette littéraire* erschienen waren und 1971 mit einem Vorwort von Franck Jotterand publiziert wurden. Cherpillods Text wurde in *Album de famille* (siehe unten) aufgenommen.

Der erklärte Rebell

In *Le Chêne brûlé*, dieser ersten autobiografischen Erzählung des aus dem Arbeitermilieu stammenden Cherpillod, dessen Mutter und Vater sich abarbeiten mussten, um die Familie überhaupt durchzubringen, entdeckt man eine ungeahnte oder zumindest heutzutage vergessene Schweiz. Vor dem Hintergrund dieser bitteren Armut, die allerdings von den in der Familie hochgehaltenen Gefühlen und Werten abgemildert wird, erzählt der Autor in seiner ebenso direkten wie ziselierten, ebenso lyrischen wie rebellischen Sprache den Werdegang eines Proletariersohns, der es auf die Universität schafft und dessen politisches Engagement (1953 bis 1959 bei der POP) ihm den Ausschluss vom öffentlichen Schuldienst einträgt.

Le Chêne brûlé. Lausanne: L'Âge d'homme, 1969.

Gewittereiche. Übersetzung von Marcel Schwander. Zürich: Benziger/Ex Libris, 1978.

Meister der Autofiktion

Von den Werken Cherpillods, die wie *Alma Mater* (1971) der Biografie in Romanform zuzurechnen sind, fängt *Le Collier de Schanz* die sozialen, beruflichen, literarischen und «privaten» Erfahrungen des Schriftstellers, der hier in der Figur von François Péri auftritt, sicher am umfassendsten ein. Diese lebendige und oft beissende Schilderung der «Geldgesellschaft» einer Epoche, in der die Stellung des Schriftstellers in Frage steht, ist zugleich ein Eintauchen in die im weitesten Wortsinn erotische

Beziehung zwischen Mann und Frau sowie eine wunderschöne Herausforderung der Freundschaft. Bemerkenswert ist auch das beständige Verschmelzen des sprachlichen Universums des Poeten mit der allgegenwärtigen natürlichen Umwelt.

Le Collier de Schanz. Lausanne: L'Âge d'Homme, 1975.

Rutengänger der Erinnerung

Gaston Cherpillod war nie wirklich ein Autor von Romanen, verstanden als «objektive» Erzählungen mit verschiedenartigen Figuren. Vielmehr ist er Chronist eigener Erlebnisse und sorgfältiger Memoirenschreiber, der mit scharfen, manchmal durch Zärtlichkeit abgemilderten Porträts, aber auch mit der lyrischen Beschwörung oder seinem kraft- und schwungvollen Federstrich brilliert. Erinnerungen eines linken Aktivisten und Lehrers, gesellschaftliche und berufliche Auseinandersetzungen mit den Philistern des bürgerlichen Konformismus und der Bürokratie, die verschlungenen Wege der Erinnerung, die Melancholie des «überlebenden Ehegatten» und ewig Verliebten, der sich die «glücklichen Minuten» seiner Jugend ins Gedächtnis ruft: All dies findet sich in den vier Erzählungen des Bandes *Une écrevisse à pattes grêles*, die untereinander durch eine hartnäckige Erinnerungsarbeit verbunden sind.

Une écrevisse à pattes grêles. Lausanne: L'Âge d'Homme, 1988.

Der Memoirenschreiber

Album de famille – kündigt dieser Titel einer Sammlung von vierundzwanzig Texten den Rückblick auf eine Familiengeschichte an? Keineswegs. Die Familie ist hier eine politische und poetische, und es geht mehr um ein Explizieren und Erklären als um ein Implizieren und Einbeziehen. Unter dem Titel «Politica» grüsst Gaston Cherpillod im ersten Teil zunächst den (wiederentdeckten) Helden der waadtländischen Unabhängigkeit Jean Daniel Abraham Davel, den der Autor mit Camilo Torres vergleicht, dem Priester und Guerillero, der die Sache der Unterdrückten mit der Sache Gottes gleichsetzte. «Ich bin und bleibe ein alter Republikaner», erklärt Davel anschliessend als freigelassener «Sklavensohn», der als unverstandener Rebell manchmal mit seinem Plädoyer in eigener Sache zur Wiederholung neigt. Unter dem Titel «Poetica» treten im zweiten Teil die Themen der politischen Enttäuschung zurück vor den Anliegen des «Poeten- und

Bauern»-Literaten, der den Damen seines Herzens hier auf eindringliche Weise seine Reverenz erweist.

Album de famille. Lausanne: L'Âge d'Homme, 1989.

Der Erzähler

In der Tat heisst es im Titel dieses Werkes nicht «la cloche» (die Glocke), sondern «le cloche», denn es geht um einen «Clochard», einen «Stromer», der am Heiligabend an der Tür einer Kirche sitzt und von dem Agnostiker Pimor «zehn Franken zugesteckt bekommt», während die guten Christen es vorziehen, wegzuschauen. Die gleichlautende Kurzgeschichte, die letzte aus dem Dutzend, erinnert an jene, die Léon Bloy in seinem Sammelband *Le Sang du pauvre* (1909) (*Das Blut des Armen*) zusammengestellt hat. Dieser Vergleich gilt leider nicht immer für den Stil, der manchmal ans Unverständliche grenzt: «Auch das Krankenhaus war kein Ort, wo die Armen mit Pauken und Trompeten empfangen wurden, deren Klang draussen die Begeisterung der angehenden Führungskräfte auf die Gaffer überspringen liess, die sich entlang der Strecke des Umzugs drängten, an dem teilzunehmen ihm, Michaël, der kürzliche Einschnitt in seinen Unterleib verwehrte.»

Le Cloche de minuit et autres contes. Vevey: L'Aire, 1998.

Der «klassische» Dichter

Als Gaston Cherpillod im *Almanach du Groupe d'Olten* zwei Sonette von streng klassischer Form veröffentlichte, wurde er von einem Schriftstellerkollegen wegen dieser «belanglosen, ja verwerflichen Versuche» getadelt. Nichtsdestotrotz hielt er an der Form fest und schrieb sich damit in eine vierhundertjährige Tradition ein, die mit Baudelaire einen letzten Höhepunkt erreichte. Nun, die in *Idées et formes fixes* versammelten zweiunddreissig Sonette sind weit mehr als eine müssige Stilübung, denn der Dichter meistert die strenge Form nicht allein mit Virtuosität, sondern mit Anmut. So im ersten Quartett des Gedichtes «Souvenir d'enfance»: «Auf Zehenspitzen kam mein zwölftes Jahr daher, / Und was es in mir fand, war nur ein trister Platz, / Der Greis jedoch will nicht, dass sterben soll sein Schatz, / Und sieht den Unterschied von Kirch' und Stall nicht mehr.»

Idées et formes fixes. Sonette. Lausanne: L'Âge d'Homme, 2001.

Jean-Louis Kuffer, 1947 in Lausanne geboren, ist verheiratet und Vater zweier Kinder. Er zeichnet verantwortlich für den Literaturteil der Tageszeitung *24 Heures* und ist Chefredakteur der Literaturzeitschrift *Passe-Muraille*. Er hat mehr als zwanzig literarische Werke veröffentlicht, zuletzt *L'Enfant prodigue* (D'autre part, 2011).

Aus dem Französischen übersetzt von Katja Meintel.

Was der Name überdeckt

Von Antonio Rodriguez

Für Gaston Cherpillod

Diesen Sommer suchte ich in Verdun nach etwas Bestimmtem, das der Wald, das Moos und der Name überdeckten; im vorigen Sommer hatte ich in der Normandie die Gegend von Bayeux und deren Strände und Friedhöfe durchstreift. Allein und in Begleitung. Ich ging einem gemeinsamen, vielleicht ursprünglichen Schmerz entgegen, den die von der jüngsten Geschichte der Menschen verhängnisvoll entstellte Landschaft zur Schau trug und zugleich in Schweigen hüllte. Es gibt Namen des Schreckens auf dem Alten Kontinent, Orte, die auf eindringliche Art unsere Fähigkeit zur Entmenschlichung in sich tragen und die, jenseits von Sand, Farnkraut oder Schlamm, ein Appell sind. Jedes Mal drang Materie in meinen Körper ein und förderte Erinnerungsblöcke empor, mich zwischen den Lebenden und den Toten ansiedelnd. Ein Ort für einen Dichter.

Während ich diese Texte schrieb, dachte ich an die oft wiederholte Geschichte der Dichtung der Romandie, die den patriotischen Alpengesang überwunden habe und in die Ebene hinuntergestiegen sei, um die Überreste einer Präsenz zu befragen und nach den Zerstörungen und den Vernichtungen den Dichtern eine Alternative anzubieten: entweder in der Zersplitterung des Himmels, der Materie und der Sprache die winzige geistige Quelle aufzuspüren; oder dann die Massen mit Reimen und Liedern aufzurütteln, die Feder wie eine Faust zu erheben. Musste man nicht sein Lager wählen? Die einen Hölderlin oder Eluard, die anderen Rilke oder Aragon, und wieder andere, im Waadtland, den ätherischen Jaccottet oder den sanguinischen Cherpillod. Was sollte man heute damit anfangen? Wir erben zwangsläufig jene Spaltung zwischen lyrischer Dichtung und engagierter Dichtung. Es gibt im Welschland nicht viele, die sich zu einer engagierten Dichtung bekennen; man könnte gar befürchten, dass Konsens und Homogenität herrschen. Sie exponiert sich tatsächlich seltener, denn man glaubt, eine solche Haltung bedinge Reaktionsfähigkeit und bringe kurzlebige Formen mit sich. Das Theater und der Essay entsprächen diesen Vorgaben besser als die

Dichtung, die «wesensmässig» nach dem «nicht Zeitnahen» strebe. Dabei vergisst man jedoch die weibliche Dichtung, die Dichtung der Emigration oder der Homosexualität, die überall, auch in der französischen Schweiz, ihre Stimme erhebt und dieser Spur folgt, auf eine andere Art. In der kürzlich gegründeten Zeitschrift *Hétérographie* sehe ich die Zeichen für eine solche Bewegung.

Als ich mir jedoch die versehrten Landschaften der Maas, der Manche oder des südlichen Polens in Erinnerung rief, befand ich mich augenblicklich ausserhalb dieser Spaltung. Ich hatte den Eindruck, dass das historische Andenken, die gegenwärtigen Empfindungen und die Dichtung sich miteinander verbinden konnten, ja sogar mussten, ohne die Ideologien, die edlen Werte oder das Engagement. Ich suchte den Atem und den Körper eines lebendigen Andenkens, das im Kontakt mit den verletzten Landschaften des Kontinents an die Oberfläche steigt, als Antwort auf die heutige Not. Das Zugehörigkeitsgefühl ist schon seit jeher ein Gegenstand der Dichtung. Früher machte die Heldenverehrung die Grundlagen einer Gemeinschaft sofort wahrnehmbar. Heute, und seit dem Unbekannten Soldaten, sind wir dem Kult der Opfer unterworfen, manchmal bis hin zu einer unmöglichen Trauer. Gewisse Orte zeugen wie selbstverständlich von einem Europa, das auf das vergangene Jahrhundert als auf dasjenige seiner Gründung und seiner Bedrohung zurückblickt. Der Kontinent möchte wie ein kleines Kind die Lehre aus seinen Stürzen ziehen. Die verunstalteten Landschaften weisen Spuren davon auf. Man muss nur die Leere spüren, die den Geist der Denkmäler oder die Gedächtnispflicht der Pädagogen übersteigt. Eine Welle, die überschwemmt, zurückweicht, wiederkehrt, zurückweicht und uns reinwäscht. Nach dem Krieg, unmittelbar nach dem Krieg, konnte Jaccottets Licht nicht mit dem Willen erfasst werden, genauso wenig, wie Cherpillods Kampf sich mit der Landschaftsbetrachtung begnügen konnte. Die Zeiten haben sich geändert, sowohl für das Auge wie für die Hand, die eine unterschiedliche Sensibilität besitzen, während die Wirklichkeit denselben Abgrund klaffen lässt. Ich möchte an dieser Stelle die beständige Kraft und Energie bei Cherpillod hervorheben, die seinem Urzorn entspringen. Die ewige Empörung hat den Menschen zum Bilderstürmer gemacht: «Ich empöre mich, also sind wir», sagte Camus. Möglich, dass die Philosophen sich wundern und die Verwunderung als das Prinzip ihrer Ge-

danken ehren, doch die Dichter wundern sich nicht: Verwundet, erkunden sie die Wunde; ängstlich, erkunden sie die Angst; sterblich, erkunden sie, was entfliehen könnte. Es gibt überall Risse – die Wirklichkeit ist leck, die Wirklichkeit brennt –, und diese Risse ziehen sie an und erlauben ihnen, zum Möglichen zurückzukehren. Bei Cherpillod überrascht mich hervorbrechender Zorn immer, denn er widerspricht und spricht gleichzeitig an.

Auf Jaccottets *Der Spaziergang unter den Bäumen* hatte er mit Ironie und einem Pamphlet reagiert; die Landschaft in der Dichtung festige ein bürgerliches Bündnis, das den Boden, die Märkte, aber auch die Kritik und die Preise unter sich aufteilte. Für Cherpillod war dieser Spaziergang eine besinnliche Flucht hinaus aus der Realität. Man musste dichterisch agieren, doch wir wissen heute nicht mehr, ob die Dichtung *auf diese Weise* agieren kann. Im Gegenteil: War der anfängliche Zorn voll von ursprünglichster Lebenskraft, so blockiert uns die engagierte Dichtung sofort in den Reimen und Strophen. Die Transparenz lässt uns unbewegt, denn man möchte uns etwas sagen, uns etwas zu verstehen geben, uns zu einer Reaktion bewegen und damit die ohnehin schon überzeugten Leser überzeugen. Seine Positionen zu vertreten, zählte dabei mehr als die Bewegung und die Empfindung.

So kommen wir denn auf unsere Bilder und unsere Rhythmen zurück. Nicht, damit sie erstarren lassen, sondern damit sie forttragen. «Zorn sein», dabei denke ich nicht an einen Autor, der seine Frustrationen mitteilt, sondern an jenen warmen Atem, der den Text durchdringt, um ihn dem Körper zu übermitteln. Es hätte das Wort «Freude» sein können, oder «Heiterkeit», oder auch «Angst»; das ist unwichtig. Wichtig ist, dass die Ideologie nicht ihre Keulenschläge austeilt. Was soll mit all dem Fleisch und Blut darunter geschehen? Die heutige Zeit, ermüdet von den Reden, erschöpft von der Kommunikation, den möglichen Illusionen und den Experimenten, verlangt nach Atem und Mut, nicht nach Werten. Sie kennt den Weg, doch das kollektive Opfer erschreckt sie. Die entstellten Landschaften Europas erinnern uns daran, dass die blühenden, befriedeten Zeiten die Frucht der Trauer und von deren Überwindung sind. Die Dichtung ermöglicht es, diese tief liegende Erinnerung einzuverleiben, in der die Gestalten und die Rhythmen in Bewegung setzen, nicht belehren. Vom Strand Omaha Beach sende ich diese zwölf Vierzeiler und ziehe mich mit der Welle in den Ozean zurück.

Antonio Rodriguez, Douze quatrains à Omaha

Normandie, l'été

De la plage d'Omaha cette carte
te liera en postale à mon pas
Entre dune et écume les pieds fouillent
le sable au corps qui s'imprègne d'Europe.

La Manche à voix basse ressasse des noms

Que la plage dorée filtre les corps
ronronnant comme un moteur à oubli
pour célébrer la joie du front percé
mais les coquillages craquent comme des ongles.

Antonio Rodriguez, Zwölf Vierzeiler auf Omaha

Normandie, Sommer

Vom Strand Omaha Beach diese Karte
dich per Post zu binden an meinen Schritt
Zwischen Brandung und Düne durchwühlen Füße
den Sand am Körper – von Europa durchtränkt.

Über dem Kanal das andauernde Raunen von Namen

Mögen versickern die Körper im goldbraunen Strand
der surrt wie ein Motor des Vergessens
zu feiern die Freude über die durchbrochene Front
doch wie Fingernägel knirschen die Muscheln.

Par le roulis revient l'assaut des blancs-becs
lâchant leur lest de souffle sous les flots
les yeux rougis et brûlants de mourir vite
dans la mer comme des poissons d'eau douce.

Sable et sel stagnent dans le gosier

Nul murmure dans l'écho marin
où les gars emplissaient leur poumons
et les corps perdaient des filets rouges
sans l'espoir de pourrir au pays.

Mit rollender Brandung kehren die Grünschnäbel zurück
werfen ab den Atemballast unter der Flut
die Augen gerötet und brennend darauf
rasch zu sterben wie Süßwasserfische im Meer.

Sand und Salz stagnieren im Rachen

Kein Murmeln im Echo des Meers
wo die Jungs ihre Lungen gefüllt
und die Körper rote Rinnsale verloren
ohne Hoffnung zu verwesen daheim.

La marée emporte ses enfants
sans branchies ils explorent les fonds
effarés d'être tombés si tôt
au mur d'Omaha – les noms aux murs.

Entre les croix l'herbe recouvre le sable

S'abandonnant aux brumes normandes
ne sachant toujours pas où ils sont
roulés dans la farine des plages
sous le vieux soleil d'un dieu confus.

Die Gezeiten tragen ihre Kinder davon
die kiemenlos erforschen den Grund
verstört so früh schon gefallen zu sein
an der Mauer von Omaha – Namen auf Mauern.

Zwischen den Kreuzen der Sand vom Gras bedeckt

In den normannischen Nebeln treibend
noch immer nicht wissend wo sie sind
angeschmiert mit dem Sand der Strände
unter der alten Sonne eines wirren Gotts.

Pointe d'Hoc – terre de cratères
tassée de roches en bout de plage
Tympan crevé qui bourdonne au vent
Chirurgie abrupte du paysage.

J'ai dans le ventre une vieille mitraille

Bruissent les vagues à tue-tête
dans ce crâne bunker éclaté
perdu dans l'écho et qui percute
Sensations d'un Verdun aux tempes.

Pointe du Hoc – Kratergebilde
Felsblöcke am Ende des Strands
Geplatztes Trommelfell dröhnt im Winde
Schroffe Chirurgie des Uferlands.

Ein altes Geschoss in meinem Bauch

Rauschen ohrenbetäubend die Wellen
In diesem Bunkerschädel zersprengt
verloren im Echo und das aufprallt
In den Schläfen pocht Verdun.

Des blocs béton brisés en gueule cassée
Le canon pend comme de la langue morte
Des carcasses de collines hébétées
Tout nous mène vers les franges du monde.

Si seul dans le cimetière allemand

Désolation dans le paysage
lambeaux délavés du continent
Ici la Normandie se signe à ses plages
la stèle du ciel blanchit et l'azur se fend.

Lädierte Betonblöcke wie Kriegsversehrte
Das Geschütz ragt als tote Zunge heraus
Gerippe von abgestumpften Hügeln
Alles führt uns an die Ränder der Welt.

So allein auf dem deutschen Friedhof

Trostlosigkeit über dem Landstrich
verwaschene Fetzen des Kontinents
Hier bekreuzigt die Normandie mit dem Strand sich
die Himmelstele wird weiss der Azur ein Fragment.

Mémoire aquatique qui perle grise
goutte-à-goutte qui se dresse en nuages
gonflée en régiments des mers nordiques
et froide à l'est se précipite en pluie.

Gris le soleil brille sur les camping-cars

Dans le sable pris sous la vague pris
Près de l'eau froide qui rabat la rive
Au ciel les mouettes s'ébattent en rond
au-dessus des touristes qui s'imaginent mal.

Aquatishes Andenken grau perlend
Tropfen um Tropfen sich zu Wolken türmt
angeschwollen zu Regimenten des Nordmeers
und im Osten kalt als Regen niedergeht.

Sonnengrau scheint auf die Wohnmobile

Im Sand gefangen unter der Welle gefangen
Nah dem Wasser das kalt gegen die Küste klatscht
Am Himmel tollern im Kreis die Möwen
über den Touristen die ahnungslos sind.

Der 1973 in Lausanne geborene Antonio Rodriguez ist Literaturwissenschaftler und Dichter. Nebst vielen Beiträgen in Zeitschriften veröffentlichte er zwei Gedichtbände, *Saveurs du réel* (Empreintes, 2006) und *En la demeure* (Empreintes, 2007) und schuf Werke in Zusammenarbeit mit Vertretern anderer Kunstformen (Kunstband, Fotoroman, Musiktheater).

Aus dem Französischen übersetzt von Gabriela Zehnder.

Gaston Cherpillod, *Elegie für einen Vierfüssler*

Ein Unglück kommt selten allein, so meine Erzeugerin, ausserstande, eine Welt zu erdenken, die sie nicht mit den schlimmsten Widrigkeiten hätschelte – Lebenserfahrung der Frau eines Arbeiters mit unsicherem Lohn; mir, in weniger prekären Verhältnissen, schien, dass die Mutter den Bogen überspannte, bis ich die Achtzigermarke erreichte und das wohl letzte Wegstück antrat, wobei die lebenswichtigen Organe noch einwandfrei funktionierten und kein übles Vorzeichen auszumachen war. Ich konnte nicht ahnen, dass der Tod der Katze, die mich in dem Haus hielt, das meine Mutter für die Klausen eines Altersheims verlassen hatte, nun die unheilvolle Serie eröffnen würde: Besuche bei den Weisskitteln wegen eines bronchialen Lungenödems, dann wegen einer verderbten Haut. Denn um die Vollendung zu erreichen, fehlte mir noch ein gewichtiger Trumpf, eine Halskrause – verhexte Pechsträhne. Wäre es nach mir gegangen, ja hätte ich, ohne mich zu belügen, für mich wie auch für mein Umfeld den Tag des Abtretens festlegen können, so hätte ich gerne bestimmt: ich zuallererst, dann die Katze, dann die Hausherrin. Doch dem Dichter ist die Inspirationsquelle versiegt, nach verlorener Schlacht zählt der Soldat seine Narben, o dass das Grab mich verschlänge! Der Wunsch war aufrichtig, ich versichere mir glaubhaft, dass ich seine Erfüllung ersehnte, wenngleich eine instinktive Kehrtwende verständlich ist. Jedoch der Musiker ward zum Totengräber: Ich begrub das Katzentier an einem spöttisch aufgelegten Ersten Mai, weisse Glöckchen schmückten den Flecken, mit Schiefersteinen bedeckt gegen die streunenden Füchse.

Vom Sessel aus, von wo mein Blick auf das pseudo-antike Zierleitenbuffet fällt, in dem meine Frau den Fernseher versenkte, zwischen dem Parteioberen in volkstümlicher Studententracht und der unverwüstlichen Heldenmutter, stalinistisches Symbol, erblicke ich das Kätzchen vom März neunzehnhundertvierundneunzig: Wir lebten in trauter Zweisamkeit, sechzehn Jahre lang, das anhängliche Tier und ich. Ich stelle mich vor das Möbel hin, auf dem wohlgerahmt meine Gefährtin posiert, und grüsse sie mit einem «Bis morgen, Schatten meiner Mouchette», bevor ich mich hinlege, ohne dass du mich in das Jungesellenbett einlädst, wie es deine Gewohnheit war, damit der Gott sich in Gesellschaft seiner Kreatur ausstrecke. Sie erwartete von

ihm Lob und Streicheln – jetzt friert mich darin. Wenn es eine Kunst gibt, in der mein Geschick eine gähnende Lücke aufweist, so ist es das Zeichnen, mein Auge ist verschleiert, auch wenn ich ein Tintenfass benütze und nicht eine Palette, und die kurze Distanz des Sujets zu seinem ... Maler die Sehschwäche korrigiert; ich gehöre zu den ungeschicktesten Porträtisten seit Kindsbeinen, ein Unfähiger, gewiss. Wohlan, verlangen wir uns das Höchste ab: Von europäischer Rasse – nein, zu befrachteter Begriff, sagen wir Art – ein litotischer Ausdruck für den Dachhasen, also eine gemeine Hauskatze, war sie weiss-gelb-schwarz gekleidet, wobei die Farben sich wahllos verteilten; eine Vorderpfote glich einem aufgetrennten Ärmel, während eine Art Schneeball über die Wirbelsäule geklatscht war: Ein Verwandter machte sich darüber lustig, der klassische Ästhet.

Ich entgegnete diesem eingebildeten Fatzke nichts; für mich unterwarf sich sein Glaube an den Kunstkanon der regelkonformen und mystifikanten Auffassung eines vorfabrizierten Schönheitsideals; wo doch mein Bruch mit der Konvention vollzogen ist für den Rest der düsteren Zeiten – zu nichts mehr gut wegen der fiesen Krankheit, die stärker ist als der flehentlich gerufene Arzt. Das Wesen, dessen einfaches Gemüt es gegen die Hochmut feite, das Komplimente nur von seinem Meister begehrte, hätte wohl von keiner Jury die Habilitation für die Katzenelite erlangt, da es sich dieser seltsamen, unvorschriftsmässigen Einkleidung befleißigte – disqualifiziert also, der Treuherrzige, ausser Konkurrenz. Er wäre schon beinahe aus dem Leben geschieden, auf dem Bauernhof, und hätte dran glauben müssen, kaum hatte seine Mutter geworfen, bloss weil der Käsemacher fand, der heikle Kerl, sein Schnäuzchen sei zu gesprenkelt, grad er, dessen Visage ganz unästhetisch bläulichrote Flecken aufwies: Dein geeichter Spiegel, wo ist er, o Mensch? Trotz seiner Aufmachung haben wir ihn mitgenommen, den buntgescheckten Paria, hingerissen von der lebenswürdigen Anmut seines Gehabes, ungeachtet der Meinung des Besitzers, dieses Philosophen, denn der Idealismus hatte die entlegenen Schäferweiden erreicht, dumpfe, negativistische Krämerei. Meine Frau rief es, das Kätzchen, beim Namen Mouchette, das Gesprenkelte, es also taufend, wie es daherkam, wie seine Widerspenstigkeit gegen den Kanon es empfahl, und zwischen den beiden knüpften sich enge Bande, seitens des rundum zufriedenen Tierchens war das Bündnis so exklusiv, dass es beim Hinschied der Geliebten in eine tiefe Depres-

sion verfiel: Eine bedingungslose Liebe lässt dem Leidenschaftlichen keinen Ausweg.

Nun bin ich gepeinigt, betrübt über einen Tod, den meine ängstliche Sorge für wünschenswert erachtet hatte, fürchtete ich doch die Notwendigkeit, mich an der Schwelle des Krankenhauses des ausser sich Klagenden zu entledigen, das Tier abgeben zu müssen, damit man ihm das Mittel gegen die Trennung verabreiche, bei der Dame mit der Spritze, ohne dass unheilbare, grundlegende Übel dies erforderten. Vorbei ist's nun mit dem Schimpfen des Querulanten, der sich, vor meiner Ankunft heimgekehrt nach beuteloser Wilderei, ohne Amsel- noch Meisejunges, aus frisch gelüfteten Lungen bitter beklagte. Ihn verdross der mangelnde Eifer, mit dem ich mein Amt als Pförtner versah – zwei Katzentürchen standen ihm weit offen, allein, man zürnte mir. Er nutzte meine Grossmut aus, mein ultraliberales *laissez-vivre*; ich hatte ihm den Vorteil zugestanden, dessen Genuss sich die Menschen vorbehalten, den Besitz der Rechte, die in meinen Augen nur zum brüchigen, unsicheren Erwerb eines vorübergehenden Glücks führen, die scheinbare Eroberung. All meine Gewissheiten schmolzen dahin, eine nach der anderen, selbst die hartnäckigste, die mich versicherte, dass ich nicht ganz sterben würde, wie der Widmungsempfänger, nun unter der Gartenmauer, dieser wenigen Zeilen, der rein geborene, bar jeden Kalküls unserer Vernunft, das uns nur zum Schaden gereicht, der herzerreissend vertrauensvoll seinen Herrn beäugte, überzeugt von dessen Zukunft auf dieser Welt. Die meine wird kleiner und kleiner, während ich zum Ende meines Weges gelange, während die Stunde naht, in der ich anstimmen werde, wie der Apostel, dem ich mich vage verwandt fühle, «dimitte tuum, Domine servum», so Gott mich mit einer Seele ausgestattet, die er doch, gemäss den Gesandten des himmlischen Patrons, dem Vierfüsser verwehrt.

Gerne hätte ich ihm zum Schmaus, vor dem Gang zur Arztpraxis, der sich als unnötig erwies, eine Forelle ehrenwerter, unkäuflicher Herkunft vorgesetzt, eine Fario, die ich dank meiner Erfahrung aus dem Tobel mitgebracht hätte, wo viermal pro Jahrzehnt meine Ausflüge mir unweigerlich die Jagdtasche füllten, wenn denn der Bach nicht auf Niedrigstand war, ohne die Zufuhr von Frischwasser. Da der Regen im April, so er denn – der Frühling ist launisch – fällt, einzig den Namen «Schauer» verdient, so kaufte ich für die Verurteilten, meine

Mouchette kurz vor der Aussteuerung, traurig einen Zuchtfisch, immerhin ohne antimikrobielle Behandlung: Mit Tränen in den Augen servierte ich ihr ihren letzten Leckerbissen, ein merkantiles Filet. Der Sommer ergiesst sich über den Garten, in dem ihre sterblichen Überreste liegen, doch nährt er nicht den Wasserlauf, dem ich die Substanz für eine Gedenkmahlzeit entnommen hätte, ganz zu schweigen von der Halskrause, fünf Kilo schwer, die mir den Weg dahin versperrt: Fänge, ach, ihr werdet nur noch in meinem Gedächtnis versorgt!

Ohne Nachfolgerin wird sie bleiben, die Katze, die, wenn ich ihr Alter in Menschenjahre umrechnete, mit fünfundachtzig Jahren starb, exakt dem Alter ihres angekratzten Hausgenossen, dessen Einsamkeit nun die trübselige Existenz, die nahende Leere, das Knirschen der Knochen und die zurückgezogene Stille beklagt.

Ich bringe der Dunklen Futter vor die Scheune, einen Brei, den der Streuner verschlingt, schwarze Kleidung, weisse Schnauze, Gaumen dito, nicht sicher, ob nicht unter die Wohltat ein scheinheilig präpariertes Kügelchen gemischt sei: Könnte ja sein, dass sich böse Absicht unter dem frommen Mantel des Almosens versteckt, Vorsicht ist angebracht. Er schnurrt nicht, als ich ihm zur Erinnerung an die Tote eine besondere Delikatesse gönne, dieser Schmarotzer, dieser Bettler, den ich trotz allem füttere, wenn er mich auch trotzig anfaucht, besessen von Angst vor dem giftigen Verfolger, der Rüpel.

Aus dem Französischen übersetzt von Ruth Gantert.

Biografie

Gaston Cherpillod wurde 1925 in Lausanne als Sohn eines Arbeiters und eines Dienstmädchens geboren. Er studierte Latein und Griechisch und ergriff den Lehrerberuf, den er mehrere Jahre lang ausübte, bevor er freier Schriftsteller wurde. Er debütierte mit lyrischen Werken und wandte sich danach der Prosa zu. Zweimal bekam er den Schillerpreis – 1976 für *Le Collier de Schanz* und 1986 für *La Nuit d'Elne*. Ausserdem wurde er 1992 mit dem «Prix des écrivains vaudois» ausgezeichnet. Er engagierte sich politisch und trat 1953 der kommunistischen Parti ouvrier et populaire (POP) bei. Von 1954 bis 1956 vertrat er seine Partei im Stadtrat von Lausanne. Später prangerte er den Dogmatismus und die Verirrungen der POP an und trat 1959 mit einem Eklat aus der Partei aus, blieb jedoch auf Gemeindeebene weiter politisch aktiv. Gaston Cherpillod lebt heute in Le Lieu im Vallée de Joux.

Bibliografie

Dichtung

Sur fond de gueules. Paris: Jeune Poésie, 1956.
Plein siècle. Yverdon: Henri Cornaz, 1959.
L'Insurgent. Paris: P.J. Oswald, 1961.
Agrete Agression, La Croix-Saint-Gilles. Jarnac: Les Poètes de la Tour, 1965.
Entre deux eaux. La Chaux/Cossonay: Fernand A. Parisod, 1968.
Retour ni consigne. La Chaux/Cossonay: Fernand A. Parisod, 1970.
Idées et Formes fixes. Sonnets. Lausanne: L'Âge d'Homme, 2001.

Prosa

Le Chêne brûlé. Lausanne: L'Aire/Rencontre, 1969.
Gewittereiche. Übersetzung von Marcel Schwander, Zürich: Ex Libris/Benziger, 1978.
Mister Man. Lausanne: Cedips, 1970.
Promotion Staline. Lausanne: L'Âge d'Homme, 1970.
Alma Mater. Lausanne: L'Âge d'Homme, 1971.
Le Gour noir. Lausanne: L'Âge d'Homme, 1972.
Le Collier de Schanz. Lausanne: L'Âge d'Homme, 1975.
La Bouche d'ombre. Lausanne: L'Âge d'Homme, 1977.
Les Changelins. Lausanne: L'Âge d'Homme, 1981.
La Nuit d'Elne. Lausanne: L'Âge d'Homme, 1985.
Une écrevisse à pattes grêles. Lausanne: L'Âge d'Homme, 1988.
Album de famille. Lausanne: L'Âge d'Homme, 1989.
Le Maître des roseaux. Lausanne: L'Âge d'Homme, 1995.
Le Cloche de minuit et autres contes. Vevey: L'Aire, 1998.

Contredits. Lausanne: L'Âge d'Homme, 2002.
Main tendue poing fermé. Lausanne: L'Âge d'Homme, 2005.
D'un ciel bleuâtre. Méditations. Lausanne: L'Âge d'Homme, 2008.

Theater

Les Avatars de Juste Palinod. Lausanne: Eurêka, 1973.

Essays

Ramuz ou l'alchimiste. Yverdon: Henri Cornaz, 1958.
Jules Vallès. Peintre d'histoire. Lausanne: L'Âge d'Homme, 1991.